Zeitschrift: DrogenMagazin : Zeitschrift für Suchtfragen
Herausgeber: Verein DrogenMagazin
Band: 17 (1991)
Heft: 2

Artikel: Von "freien" Freiern & gefallenen Mädchen
Autor: Jauch, Ursula Pia
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-801357

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von "freien" Freiern & gefallenen Mädchen (1)

Reflexionen über eine weibliche Moral zwischen Sehnen, Suchen und Sucht.

VON URSULA PIA JAUCH

Seit Monaten beschäftigen sich Politiker, Pädogogen, Soziologen, Sucht- und andere Spezialisten beiderlei Geschlechts mit der drängenden Drogen- und generelle: mit der Suchtproblematik. Haben auch PhilosophInnen etwas zum Thema Sucht zu sagen; vielleicht sogar unter einem geschlechtersensiblen Fragehorizont? Jedenfalls: Beim Nachdenken und vorsichtigen Anformulieren von Überlegungen zum Thema 'Frau und Sucht', (einem Thema, bei dem ich mich - als abgehobene, „über den Dingen" schwebende Philosophin - zunächst überhaupt nicht „zuständig" fühlte) ist mir durch den Kopf geschossen, dass das Thema Sucht eigentlich seit Jahrhunderten das Frauenthema ist, wenn auch verdeckt, an den Rand gedrängt oder unkenntlich gemacht. Beispielsweise verdammt der grosse Immanuel Kant, der auch heute noch als Fach-Mann der Vernunft gilt, im Jahre 1771 die „allenthalben feststellbare Sucht der Frauenzimmer, französische Romane" vornehmlicher galanter Natur zu lesen. (2) Der Grund seines gewissermassen moralischen Tadels an die Adresse der romansüchtigen Frauen: Das Romanlesen „bläht die Herzen auf", befördere unrealistische Glücksvorstellungen, errege die Affekte und verursache massenweise *„vapeurs"*, also „Dämpfe", wie damals die spezifisch weiblichen Nervenkrankheiten in männlicher Terminologie genannt wurden. Ich meine, was Kant hier - sozusagen exemplarisch - tadelt, ist nicht so sehr der Umstand, dass Frauen lesen, sogar viel lesen, sondern dass sie - über die Lektüre - aus der „Welt" abhauen, der Männer-&-Geschäfte-Welt ein Schnippchen schlagen, aus der vor-gesetzten, vor-produzierten, immer schon bestehenden Realität ausbrechen, dass sie auf der Flucht sind vor den vor-gekochten Existenz-Menüs, und erst recht: auf der Flucht vor den von Männern geschneiderten sogenannten „weiblichen" Lebens-Entwürfen.

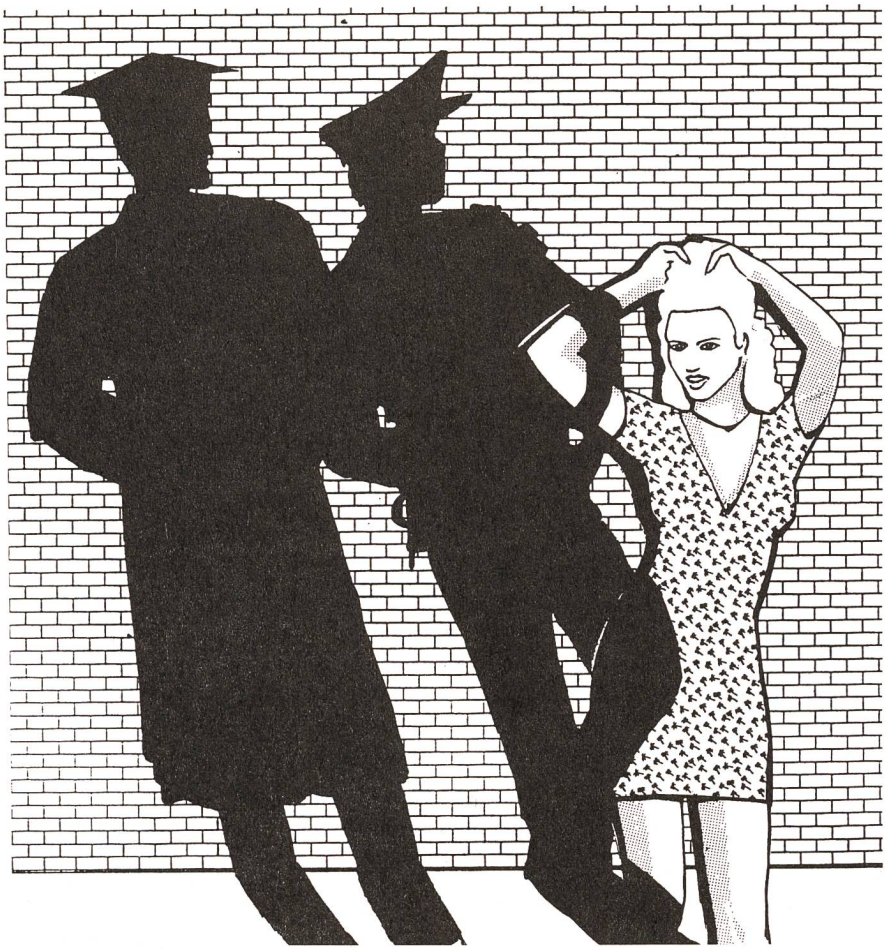
„Flucht in die Sucht" / beziehungsweise „Sucht als Flucht": - das reimt sich nicht nur verdächtig schön, sondern geht tatsächlich wie ein roter Faden durch die Geschlechtergeschichte. Denn auch in der Philosophie- und Ideengeschichte gibt es eine Art geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Ein illustratives Beispiel: Zwischen 1816 und 1830 etwa verfasst ein Herr Carl von Clausewitz ein zehnbändiges Werk, das sich ausschliesslich der Kunst des Kriegführens widmet; noch 1770 aber schreibt Mme. de Staël einen *'Discours sur le bonheur'*. Kurz: Während im 18. und im frühen 19. Jahrhundert die Männer etwa an der Verbesserung der 'Hohen Schule des Tötens', also der Kriegswissenschaft arbeiten, schreiben die Frauen kleine, weltfremde Traktätchen *über die bestmögliche Erziehung, über das Glück, über eine friedfertige Welt.* Die Folge: Im 19. Jahrhundert beklagt sich die männliche Ärzteschaft immer öfters über eine massiert auftretende Form weiblicher Weltflucht: die Flucht in die Krankheit, sei es nun Hysterie oder Depression: 1833 meint ein Arzt, bei einigen seiner Patientinnen sei immer öfters eine merkwürdige Krankheit feststellbar, die annähernd die immer gleichen Symptome aufweise. Er formuliert: „Die Frau wird bleich und dünn ... alles ermüdet sie ... und nach und nach ist das Sofa oder das Bett ihr einziger Trost.... Sie fühlt sich weh und wund, leidet unter Schlaflosigkeit und benötigt unablässig Stimulanzien und Stärkungsmittel." (3)

Fazit meiner Einleitung: Kants Lamento über die roman„süchtigen" und welt„flüchtigen" Frauen ist absolut kein Einzelfall. Frauen scheinen Männer-Realitäts-Flüchtlinge zu sein. Und wer die aggressiven, zu 97,285 % von Männern dirigierten Welt- und Kriegsereignisse etwa der letzten 200 Jahre „Menschen"-Geschichte überschaut (und nicht auf den Kopf gefallen ist), weiss vielleicht auch, warum. Aber ich will niemanden mit dem ewigen „Blick-zurück-im-Zorn" langweilen. Ich werde im Folgenden einige Überlegungen zur geschlechtsspezifischen Moral des Suchtverhaltens anstellen und dann einige akute (und vielleicht doch wieder etwas zornige) Thesen im Blick auf die gegenwärtige Unmoral der (mehrheitlich) männlichen Sucht-, Drogen- und Weltpolitik zur Diskussion stellen. Ich will zwar nicht behaupten, dass diese mehrheitlich bedenkliche Folgen nur für die weiblichen Menschen hat, aber doch namentlich für die bald nur noch geduldeten Hofnarren und Randfiguren der Leistungsgesellschaft: Kinder, Alte, sozial Schwache und eben: sozial schwache Frauen.

Zunächst aber zur geschlechtsspezifischen Moral des Suchtverhaltens, oder:

1. Vom Unterschied zwischen der Putz- und der Erfolgssucht

Es gibt tugendhafte, tolerierte, manierliche, wenn nicht gar possierliche Süchte; und genauso, wie wir seit unserer Kindheit gewohnt sind, dass es „gute" und „böse" Mädchen gibt, gibt es auch anständige und unanständige Süchte. Unter den netten weiblichen Süchten figuriert seit alters die Putzsucht, und zwar in einem doppelten Sinne; nämlich die Putz- als Gefallsucht; das nette Weibchen putzt sich und macht sich schön, um dem tollen Prinzen zu gefallen, es onduliert die Haare, verlängert die Wimpern, hungert



den Bauch, die Oberschenkel, gar den Busen weg - und siehe da: der tolle Prinz erhört es, schwingt es auf sein Pferd, führt es heim ins Heim. Nun putzt das noch immer nette und tugendhafte Weibchen sich selbst vielleicht etwas weniger, das traute Heim dafür etwas mehr: Eine anständige weibliche Biographie ist vollgepflastert mit ewig wiederkehrenden Stationen der Putz-Sucht: Frauen putzen sich selbst, dann Männer, darauf Kinder, Häuser; etc...., geputzt wird immer, wenn auch in wechselnden Reihenfolgen. Und vielleicht ist die doppelte Seite der Putzsucht sozusagen nur Stellvertreterin für andere Süchte: Ich denke etwa an die Therapiesucht, Essucht, Liebessucht, Harmoniesucht. Es scheint mir aber doch, dass all diese Formen von spezifisch weiblichen Süchten etwas Gemeinsames haben; ich meine: Meist schaden sie - ausser der davon betroffenen „Süchtigen" - niemandem, aber: meist verändern sie auch nichts, die Welt und die Probleme in der Welt sind sich gleich geblieben; nur die „Weltflüchtige" hat ihren Standpunkt zur Welt verändert. Oder anders: Der Schmerz und der eigentliche „Schaden", verursacht durch eine Welt, die nicht den eigenen Vorstellungen entspricht, wird zum Schaden des Selbst, gar zu selbstschädigendem Verhalten.

Ich möchte das bisher Gesagte zur Verdeutlichung in zwei etwas pointierte Thesen fassen.

These 1 lautet: ***Sucht ist die spezifisch weibliche, weiche, unterirdische Form der Problemumschiffung.***
Sie widerspiegelt aufs brutalste die Folgen der nachwievor und gewissermassen eisern existierenden Machtverhältnisse zwischen den Geschlechtern, in der Gesellschaft und speziell in der Schweiz. Frauen sind mehrheitlich - trotz sogenannter Emanzipation, Gleichberechtigung und Chancengleichheit - auch 1991, poetisch verbrämt, am kürzeren Hebel des sozialen Machtkuchens. Oder kurz und deutlich formuliert: Während vorwiegend männliche Politiker präzis seit 10 Jahren von der nun auch in der Schweiz „eingeführten" Gleichberechtigung schwatzen, und - man verzeihe mir meine Polemik - seit 1981 meines Erachtens vornehmlich die Abschaffung der klitzekleinen sogenannten „weiblichen Sonderrechte" vorantreiben, fragt sich längst nicht mehr, ob die „Gleichberechtigung" in der sozialwirtschaftlichen Realität - beispielsweise im Bereich der gleichen Entlöhnung für gleichwertige Arbeit für Frauen - gilt: Sie gilt nämlich schlicht und einfach nicht: Die Differenz zwischen Frauen- und Männersalären liegt zu Beginn des Jahres 1991 noch immer um die 30 %. Und wenn man, wie in der Ökonomie allgemein üblich, das Lohnniveau als pièce de résistance für das sozialwirtschaftliche Verhältnis zwischen den Geschlechtern anschaut, so haben Frauen durchaus Anlass, auf triste Schlüsse zu kommen. Es gäbe - zehn Jahre nach der Einführung des Gleichheitsgrundsatzes - meines Erachtens hingegen gute Gründe, sich die Frage zu stellen, ob die aktuelle Art der Inhaltsfüllung des Gleichheitsprinzips für weibliche Subjekte faktisch nicht auf eine „égalité à pire" hinausgelaufen ist. Damit meine ich den Umstand, dass Schweizerinnen seit 1981 vornehmlich an den Missständen männlicher Existenz gleichberechtigt zu partizipieren beginnen dürfen (Nachtarbeit, Militärpflicht, Feuerwehrpflicht etc.), nicht aber etwa am Honigmond der nachwievor deutlich höheren Männerlöhne, Karriere- und Selbstbestimmungschancen insgesamt ... (4)
Und man gestatte mir noch eine polemische Bemerkung: Während 1991 in der Schweiz die 700-Jahr-Feier des Bundes der drei Tellensöhne (die Stauffacherin hat ihnen wahrscheinlich brav eine kleine Zwischenverpflegung serviert...) quasi als nationale Durchhalteparole einer innenpolitisch etwas aus dem selbstgefälligen Gleichgewicht gekommenen, aber dennoch herzallerliebsten Skandalnation zelebriert wird, kommt bezeichnenderweise niemand auf die Idee, 1991 zwei andere mögliche Jubeljahr-Ereignisse zu feiern: Ich denke an das 20jährige Bestehen des Frauenstimmrechts in der Schweiz (eingeführt 1971) und eben: an das 10jährige Bestehen der 'Gleichberechtigung'. Es scheint mir auch ziemlich auf der Hand zu liegen, weshalb hier keine staatlich verordneten Jubelfeiern angesagt sind: Der erste Fall - 20 Jahre Frauenstimm- und Wahlrecht ist international gesehen höchstens ein Grund zur Beschämung; der zweite Fall - 10 Jahre

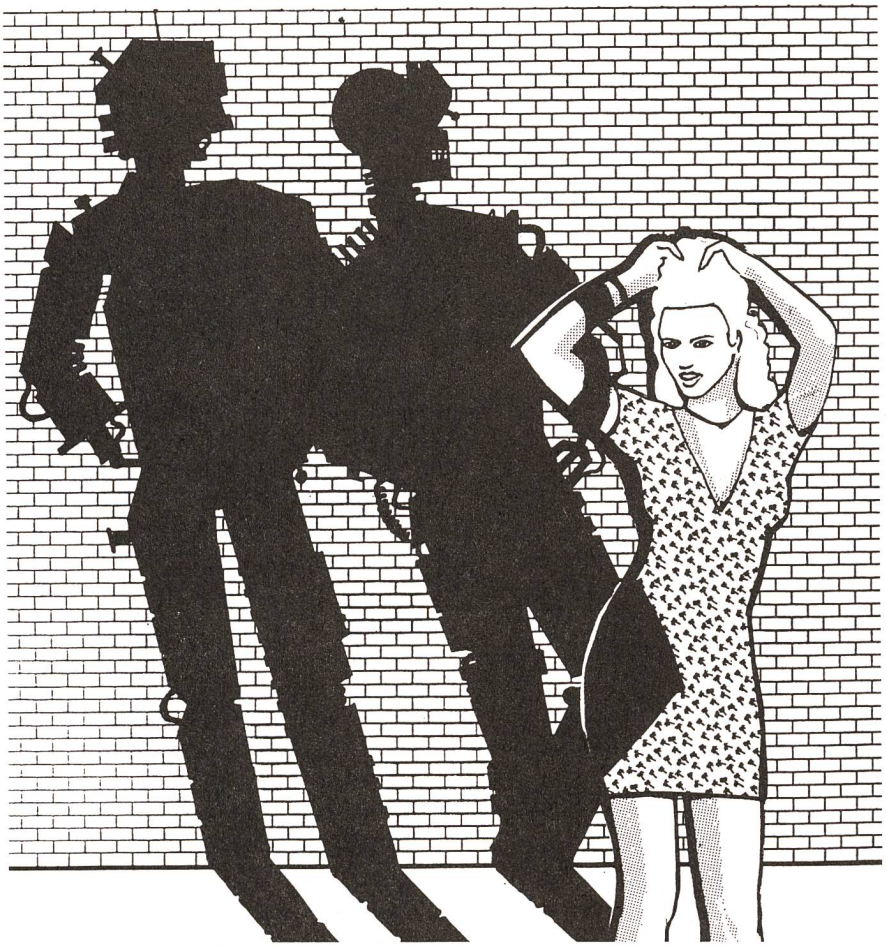
Gleichberechtigung - ist, man verzeihe mir meine Direktheit, mit wenigen Ausnahmen eine Vorgaukelung falscher Tatsachen aus Gründen der politischen Ästhetik. Denn wer gibt schon freiwillig seine Privilegien ab: Sicher nicht diejenigen, die zur Verbesserung der Situation der Frauen gewissermassen den Ast beschneiden müssten, auf dem sie selbst sitzen: eben die Männer an der Macht.
Allerdings: In neuster Zeit sind den Frauen einige berechtigte Zweifel aufgekommen, ob die sogenannt „gleichberechtigte" Partizipation an einer vomehmlich durch Leistungs-, Konkurrenz- und Stressphänomene geprägten (männlichen) Berufswelt überhaupt so erstrebenswert ist. Dennoch: Trotz dieser berechtigten Bedenken bin ich mir nicht ganz sicher, ob auch 1991 die Alternative noch immer lauten soll: Entweder ein Workaholic im Beruf - oder eine Putz- und Pflegesüchtige in der Familie.
Wie auch immer: Ich denke, dass die (scheinbare) Unveränderbarkeit der in der Welt vorgefundenen Unlust-Phänomene meist am Eingang einer selbstschädigenden Form von Sucht steht. Ich komme damit zur

These 2, die lautet: ***Sucht ist das mehr oder weniger manierliche, geordnete und folgerichtige Abdriften aus einer Welt, die man als schlecht erkannt hat, aber keine wirksamen Möglichkeiten für ihre Veränderung sieht.***
Kommentar: Ich habe ganz bewusst „man", also 3. Person Singular, maskulinum, formuliert. Denn noch viel extremer, so meine Beobachtung, gilt diese These für Frauen. Die jahrhundertelang eintrainierte Anpassungsfähigkeit der Frauen hat sie zu Perfektionistinnen, zu Primadonnen der Problembewältigung gemacht, ohne an den scharfen Kanten der Probleminhalte etwas zu verändern. Das Fehlen von Veränderungsmöglichkeiten und Veränderungsmacht ist den Menschen - und erst recht den historisch auf Sensibilität spezialisierten Frauen - auf Dauer nicht erträglich. Verändert wird dort, wo am wenigsten Widerstand zu erwarten ist: bei sich selbst. Seit Jahrhunderten sind Frauen darin eingeübt worden, lieber die eigene Wahrnehmung, die eigene Existenz zu verändern, als die existenziell bedenklichen Aussenbedingungen. Das Rezept lautet nicht: Veränderung der Welt, sondern: Veränderung der an der Welt leidenden Frau. Und so basteln denn die Frauen seit ewigen Zeiten an ihrem Selbst herum; mal Wespentaille, mal Neue Rundlichkeit. Das Resultat: Frauen sind Spitzensportlerinnen im Dulden, Ertragen und Erleiden, kurz: überall dort, wo es um die möglichst schnelle Adaptation an unerträgliche Aussenbedingungen in erträglich proportionierte Leidensquantitätchen geht.
Extrempunkt dieser Erträglichgestaltung von Leiden, Mitleiden, Sehnsucht nach Anderem - oder in welcher Form auch immer sich die Dimensionen persönlichen Unglücks zeigen - ist meines Erachtens die Ausschaltung der Leidenssensoren. Um es in einem etwas überzeichneten Bild darzustellen: Wenn ein nur bis 42,0 Grad Celsius funktionierendes menschliches Fiebermess-Thermometer längere Zeit in einem Gefäss mit 100grädig kochendem Wasser liegt, ist danach seine Mess-Zuverlässigkeit nicht mehr gewährleistet. Diejenigen Sensiblen und sogenannt 'Über'-Sensiblen, die das heute durchschnittliche zivilisatorische Unglück auf Dauer nicht mehr ertragen, reagieren gewissermassen folgerichtig, wenn sie mit selbstschädigendem Suchtverhalten (und Drogengebrauch als Extrempunkt) gewissermassen ihre Bewusstheit, ihre Sensibilität, ihre Wachheit beim Empfinden des Schmerzes blockieren.
Und diese Art „Problemlösungstechnik" entspricht ja überhaupt nicht nur der Problembewältigungsart einer Minderheit von Drogensüchtigen. Man schaue nur in die Welt: Ich denke, man kann auch aus den gegenwärtigen Forschungsprojekten im Bereich der menschlichen Gen-Therapie den Schluss ziehen, dass die Naturwissenschaft offensichtlich nicht mehr an die Bewältigung beispielsweise der weltweiten Umweltverschmutzung glaubt, denn sie geht eher davon aus, dass das menschliche Genom „therapierbar" und an die Umweltzerstörung anpassbar sei, als dass etwa die Welt von den grössten Umweltverschmutzungen befreit werden könne. Ich erinnere nur an jenen Aufruf der bundesrätlichen Kommission zur Luftreinhaltung, den ich zufällig im Sommer 1990 am Radio gehört hatte, als sogar in der Schweiz ein Smog-Alarm dringlich gewesen wäre. Denn anstatt die Autofahrerei im Sinne einer sofortigen Notmassnahme zur Luftverbesserung einzuschränken, wusste die Kommission - zusammen mit dem Bundesrat - nichts Tunlicheres, als den Müttern zu raten, ihre Kinder im Haus drin zu behalten. Das also ein Exempel der hochpolitisch-bundesrätlich vorexerzierten Verdrängungspolitik: Lieber die Kinder im Hochsommer nicht mehr ins Freie schicken, als etwas an der grenzenlosen Mobilitätssucht unser Gesellschaft zu verändem ...

Das Stichwort 'Mobilitätssucht' verleitet mich zu

2. einer kleinen Zwischenbemerkung:

Vielleicht ist es aufgefallen: Ich habe bis jetzt schon sechsundzwanzig (26) mal in teilweise ganz verschiedenen Kontexten das kleine Wort „Sucht" verwendet. Wer ein bisschen aufmerksam auf die gegenwärtige „Sucht"-sprache achtet, stellt fest, dass es so etwas wie einen inflationären „Sucht"-Gebrauch gibt: Beinahe keine Vokabel, die nicht mittels eines kleinen Bindestrichs vor die Sucht zu stellen ist. Und wer will, kann gewissermassen ein Sucht-ABC aufstellen. Das würde etwa von Arbeits-Sucht über Be-



wegungs-Sucht nach Carotin- oder Cocain-Sucht führen, dann vielleicht bei der männlichen Erfolgs- und der weiblichen Harmonie-Sucht zwischenlanden, schnell die Heroin-Sucht als eine der sozial gegenwärtig geächtetsten aller Süchte streifen, vielleicht die Schnüffel-Sucht der sicherheits-süchtigen Politiker erwähnen, um dann wieder zur eher biederen Schokoladen-Sucht von Hausfrauen und -männern zurückzukehren. Und natürlich dürfen auch Spiel-, Sex-, News-, Unterhaltungs- und Schlaf-Sucht nicht vergessen werden.

Ich denke, dass sich spätestens hier zeigt, dass nicht alle intensiven menschlichen Beschäftigungen, die man irgendwie mit dem Terminus Sucht kombinieren kann, gleich gewertet werden. Es gibt - ich habe anfangs schon darauf hingewiesen - gute und schlechte, mehr männlich oder eher weiblich konturierte, moralisch bedenkliche und weniger bedenkliche Süchte. Und es spricht sogar einiges dagegen, die Suchtveranlagung der Menschen in Grund und Boden zu verdammen. Es gab früher, also vor der inflationären Sucht-Verwendung, etwa auch den Begriff der Besessenheit. Ich mache ein wahrscheinlich nicht bekanntes - Beispiel: Wäre Maria Sibylla Merian, eine ziemlich verrückte Amateurforscherin im frühen 18. Jahrhundert, etwa nicht so besessen darauf gewesen herauszufinden, wie und weshalb aus hässlichen Raupen allerschönste Schmetterlinge entstehen können; wäre sie in ihrer Raupen-Besessenheit nicht etwa 1699 nach Surinam (Westindien) gefahren, so könnte man heutzutage ihr fantastisch gemaltes und beschriftetes Raupenbuch nicht bestaunen. Zwar hat die Raupen-Besessene Maria Sibylla Merian sich in Surinam möglicherweise jene Krankheit geholt, an der sie 1717 gestorben ist, aber nicht der Tod ist ein Unglück, sondern ein unglückliches Leben vor dem Tod. - Kurz: Ich denke, es gibt unzählige derartige Beispiele, in denen sich ein Mensch auf wenige oder gar auf eine einzige fixe Idee konzentriert - und damit durchaus glücklich, ausgefüllt und zufrieden werden kann. Eine der wesentlichen Voraussetzungen dafür allerdings scheint mir zu sein, dass man die Freiheit der Wahl des 'Besessenheits'gegenstandes hat; dass nicht Not und Flucht, sondern Lust und Freude zu einer sozusagen „guten" Besessenheit führen. Und vielleicht ist das auch eines der wenigen entscheidenden Kriterien bei der Beurteilung von „Süchten". - Ich komme damit zur

These Nr. 3: die lauten würde, ***dass nicht eine selbst- oder fremdschädigende Zwangs oder Notlage, sondern der freie Wille und elementare Lust zu einer intensiven, vielleicht sogar ausschliesslichen Beschäftigung mit einem einzigen Phänomen führen.***

Denn schliesslich könnte man auch argumentieren, dass der menschliche Körper schon von 'Natur' her als - etwas salopp formuliert - „Suchthaufen" konzipiert ist: Das Hungergefühl ist ein Indiz für die Nahrungssucht; der Eros, die Lust & die Triebe ein Indiz für Liebesbedürftigkeit und -fähigkeit.

Gewiss: Diese „guten", moralisch positiven „Sucht-Bilder" sind allzu rosig, als dass sie einen grossen Orientierungswert haben könnten. Viel schärfer zeigt sich meines Erachtens in der heutigen Geschlechtergesellschaft eben auch die geschlechtsspezifische moralische Wertung der Süchte. Ein Beispiel: Der Schriftsteller Adolf Muschg etwa hat neulich in einer Zeitschrift, die eine Nummer zur Suchtproblematik veranstaltete, ein „kleingeschriebenes *Lob* der Sucht" veröffentlicht. Adolf Muschg schreibt in diesem Artikel folgendes: „Die erste der beiden Süchte, die ich zu melden habe, begründet meine Existenz und gilt (einige Kritiker ausgenommen) als sozial akzeptabel: die Schreibsucht. Dass ich sie überhaupt eine Sucht nenne, hängt wohl mit der sie begleitenden Pfeifensucht zusammen - eine anerkannte Abhängigkeit, aus deren zwanghafter Koppelung mit dem Schreiben ich wohl ebenso zwingend auf dessen Suchtcharakter schliessen muss." Es geht also - wie Muschg dies weiter unten selbst auch sagt - um zwei sogenannte „Bagatellsüchte", eben die Pfeifenrauchsucht und die Schreibsucht. Und man meint auch sofort zu verstehen, weshalb ein Schriftsteller, der an der Schreibsucht zu kranken meint, folgerichtig ein „Lob der Sucht" schreibt. Was Besseres könnte ihm passieren?

Fortsetzung auf Seite 22